



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Linder, Richard: Die religiösen Grundlagen der politischen Anschauungen
Bismarcks

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

z. B. läßt in dieser Beziehung mehr Abweichungen zu als Preußen. Aber es ist natürlich, die Wählerzahl für einen Abgeordneten nicht zu Abnormitäten anwachsen zu lassen. So wenig wünschenswert es ist, die Zahl der Abgeordneten in Preußen noch zu vermehren, so kann man hier einer gewissen Entwicklung nicht aus dem Wege gehen, wenn man es vermeiden will, daß die Art an die Wurzel der bestehenden Wahlkreiseinteilung gelegt wird. Das streben die Nationalliberalen aber auch nicht an und deshalb sollte man ihnen von konservativer Seite hinsichtlich ihres modifizierten Wunsches Entgegenkommen zeigen.

Nach diesen Darlegungen scheint eine durch das Herrenhaus herbeizuführende Verständigung nicht ausgeschlossen. Voraussetzung dabei ist, daß die Regierung aus ihrer Passivität heraustritt und sich diejenigen Vorschläge zu eigen macht, die eine Verständigung einschließen. Voraussetzung bildet auch, daß das Zentrum hinsichtlich des springenden Punktes der Drittelung in den Gemeinden ein Entgegenkommen zeigt. Will es den von ihm selbst ausgesprochenen Wunsch, die Wahlrechtsvorlage auf möglichst breiter Basis zum Abschied zu bringen, Erfüllung verschaffen, so kann es die Reform unbeschadet des Vertrauens auf den Ernst seiner Zusage an einer reinen Machtfrage, durch die die Gerechtigkeit in hohem Maße verletzt wird, numöglich scheitern lassen.



Die religiösen Grundlagen der politischen Anschauungen Bismarcks

Von Richard Linder



In der von Horneffer herausgegebenen Zeitschrift „Die Lat. Wege zu freiem Menschentum“ erschien im Juli vorigen Jahres ein Aufsatz aus dem Nachlaß des Baseler Kirchenhistorikers Fr. Overbeck. Die Abhandlung, „Bismarck und das Christentum“ betitelt, stellt eine so wenig zutreffende Auffassung der religiösen Persönlichkeit Bismarcks dar, daß es ein Unrecht wäre, sie ohne Widerspruch zu lassen. Der Verfasser stellt den Satz auf, „daß Bismarck für seine Zeit der wirksamste Prediger der Entbehrlichkeit der Religion für alle irdische Wirksamkeit gewesen ist, daß er die Religion lediglich den Anforderungen seines Berufes als Staatsmann unterwarf, daß man ein eingefleischter Pfaffe sein muß, um an Bismarck von Religion zu reden viel Anlaß finden zu können, und daß er viel zu sehr unter die großen Heiden der Neuzeit gehöre, um bei dem Vergleich mit Luther nicht in der Echtheit seiner Größe komprimittiert zu werden“.

Diese Ansichten finden ihre Erklärung darin, daß der Verfasser von dem Grundirrtum ausgeht, Bismarck habe sich seine Religion zurechtgebaut, um sein

politisches System zu stützen, während in Wirklichkeit Bismarck längst zu Glauben und Christentum zurückgekehrt war, bevor er an staatsmännische Tätigkeit gedacht hat. Allerdings hatte es in Bismarcks Leben eine Zeit des Zweifels, der Verneinung gegeben. Häusliche Erziehung und der Geist des Unterrichtswesens der damaligen Zeit hatten zusammengewirkt, seine Seele dahin zu führen.

Früh schon, in seinem sechsten Jahre, war der Knabe dem Elternhause entfremdet worden, so daß er, wie er als gereifter Mann selbst klagte, nie wieder darin heimisch geworden ist. In der harten Zucht des Plamannsches Instituts in Berlin sah er sich in die Enge des Häusermeeres gebannt und ließ seine Gedanken sehnsüchtig in die weite Welt schweifen, die sich mit allen ihren Wundern bunt vor seinem Auge ausbreitete. Von Heimweh verzehrt, zählt er die Stunden und Viertelstunden, die noch verfließen mußten, bis ihm die Ferien das Tor zur goldenen Freiheit öffneten, bis der Stettiner Postwagen den Sohn der Natur, viel zu langsam für seine vorauseilenden Wünsche, hinausführte auf die heimische Scholle.

Ja auch während die Eltern in Berlin selbst wohnten, was gewöhnlich während des Winters der Fall war, mußte Bismarck die Innigkeit eines deutschen Familienlebens entbehren, und die Lebenshaltung des elterlichen Hauses brachte es mit sich, daß auch an besonderen festlichen Gelegenheiten, an Freudentagen, wo sich die Herzen der Kinder bereitwilliger als sonst öffnen und sich ein Band besonders herzlicher Zuneigung um Eltern und Kinder schlingt, das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn mehr einem großen Empfange gleich, bei dem die Teilnahme einer zahlreichen und vornehmen geladenen Gesellschaft das Überströmen mütterlicher Zärtlichkeit von selbst ausschloß.

Seine Mutter schildert Bismarck als eine Frau, die für das Leben der großen Welt geschaffen war. Sie war schön, liebte die äußere Pracht, hatte einen hellen, lebhaften Verstand, aber bei allen glänzenden Gaben des Geistes hatte die Natur ihr ein Geschenk versagt, das den schönsten Schmuck des Weibes, den uner schöpfl ichsten Schatz der Mutter bedeutet: das Gemüt. So wollte es dem Knaben oft scheinen, als ob sie hart und kalt gegen ihn sei. Und doch liebte sie den Sohn auf ihre Weise. Auferzogen in den verstandesmäßig kühlen und klaren Anschauungen ihres Vaters, eines Mannes, der wegen seiner liberalen Ideen unter dem Ministerium Bischoffswerder eine Zeitlang von den Staatsgeschäften entfernt worden war, wollte sie, in überwiegender Wertschätzung der Ausbildung geistiger Fähigkeiten, daß der Sohn viel lernen und demaleinst in der Welt etwas bedeuten sollte. Und so wurde denn die Erziehung „von Hause her“, wie Bismarck selbst rückschauend bemerkt, aus dem Gesichtspunkt geleitet, daß alles der Ausbildung des Verstandes und dem frühzeitigen Erwerb positiver Kenntnisse untergeordnet blieb. — Der ganzen Natur und Auffassung der Mutter lag es also fern, religiöse Ideen in das Herz des Kindes zu pflanzen, um so mehr als sie selbst, dem Christentum schon längst innerlich entfremdet war. Sie ging nicht zur Kirche, sie schöpfte ihre Erbauung hauptsächlich aus Bishoffs Stunden der Andacht und füllte die Lücken des religiösen Systems, das sie sich selbst zurechtgezimmert hatte, in seltsamem Widerspruch mit ihrer „sonstigen kalten Verstandesklarheit“ durch mystische Vorstellungen aus, die sich auf Swedenborg, Mesmer, Kerner und Schubert gründeten. Wohl war sie oft erschrocken und konnte selbst Ausbrüche des Zorns nicht meistern, wenn sie bei ihrem Sohne die pantheistische Richtung und gänzlichen Unglauben an Bibel und Christentum wahrnahm. Aber die Ausbrüche dieses Unwillens konnten an der Tatsache nichts ändern, daß sie

selbst den rechten Zeitpunkt nicht wahrgenommen und den rechten Weg verfehlt hatte, seinen Geist in andre Bahnen zu lenken.

Auch vom Vater, dessen „maßlos gutmütige Zärtlichkeit“ vielleicht eher den Weg zum Herzen des Sohnes gefunden hätte, erfuhr Bismarck keine Anregung in religiöser Beziehung. „Über Glaubenssachen, erzählt er selbst, habe ich mit meinem Vater nie gesprochen; sein Glaube war wohl nicht der christliche; er vertraute so viel auf Gottes Liebe und Barmherzigkeit, daß ihm alles andre als dieses Vertrauen überflüssig erschien.“

So kam für Bismarck das sechzehnte Lebensjahr heran und mit ihm der Zeitpunkt der Konfirmation. Unter anderen Vorbedingungen hätte diese Feier wohl dazu führen können, das lockere Band, das Bismarck immer noch mit dem kirchlichen Glauben verknüpfte, fester zu schlingen. Kein Geringerer als Schleiermacher nahm die Einsegnung an ihm vor. Aber sei es, daß der große Gelehrte bei dem vorbereitenden Unterricht seinen Gedankenflug zu hoch über den Köpfen seiner jugendlichen Zuhörer nahm, sei es daß auch Bismarck dem Unterricht nicht ordentlich folgen konnte, weil er nach seinem eignen Zeugnis aus irgendwelchen Gründen die Stunden unregelmäßig besuchte, genug, der Unterricht blieb unverstanden und trug keine Frucht für den Knaben, so daß er am Tage seiner Konfirmation keinen andern Glauben hatte als einen „nackten Deismus, der nicht lange ohne pantheistische Beimischungen blieb“. Um dieselbe Zeit entschloß er sich, mit der Gewohnheit des Abendgebetes, das er noch aus seiner Kindheit beibehalten hatte, zu brechen, da ihm das Gebet mit seiner Ansicht vom Wesen Gottes im Widerspruch zu stehen schien.

Mit solchen Anschauungen ging Bismarck im siebzehnten Lebensjahre vom Gymnasium ab. Und wie er es in religiöser Hinsicht als Pantheist verließ, so schied er von ihm als Republikaner in politischer. Er kennzeichnet in den Eingangsworten der „Gedanken und Erinnerungen“ dieses Ergebnis und sich selbst als das „normale Produkt“ des damaligen staatlichen Unterrichts, dem er später noch, in einer Rede vom Jahre 1851, zum Vorwurf machte, daß die von ihm gewählte Methode dem Individuum den Glauben an jede Autorität in dieser und jener Welt nehme und ihm nur den Glauben an die eigne Unfehlbarkeit lasse. Es war die Erziehung, die, „ohne daß irgendeine Absichtlichkeit im Unterrichtsplan dahin zugespitzt war“, wie er sich im Alter äußerte, doch dahin wirkte, daß unter dem Einflusse der Zeitideen die jungen Leute eine gewisse Sympathie für Harmodios und Aristogeiton übrig behielten.

Nach einer kurzen, ihn mit tiefer Abneigung erfüllenden und nur wenig rühmlich abgeschlossenen Tätigkeit im Staatsdienste wandte er sich der Bewirtschaffung der väterlichen Güter zu. Er erwählte diese Tätigkeit aus wirklicher Neigung, weil er den Beruf dazu in sich spürte. Es lag für ihn, wie er sagte, „damals noch der schöne blaue Duft ferner Berge auf diesem Berufe“, der ihm besonders deshalb zusagte, weil er ihm erlaubte, innerhalb der beliebig von ihm gewählten Beschäftigung alles das zu tun, was man von einem sein Vaterland liebenden Staatsbürger erwarten könnte. In diesem Gefühle des Genusses einer stolzen Unabhängigkeit setzte er denn allen Anregungen seiner Verwandten, die ihm bei seinen Gaben eine glänzende Laufbahn im Staatsdienste voraussagten, die beharrliche Weigerung entgegen, auf dem Wege „breitgetretener bureaukratischer Herrlichkeit nach Ehren zu streben“. Ja die geringe Wertschätzung der Beamtenlaufbahn ging so weit bei ihm, daß er bezweifelte, ob „für die Mehrzahl der berühmten Staatsmänner, namentlich in Ländern mit absoluter Verfassung, die Vaterlandsliebe die Triebfeder gewesen sei, die sie in den Staatsdienst führte,

und ob nicht vielmehr der Ehrgeiz sie zu diesem Entschlusse gebracht habe und der Wunsch, zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden“.

Aber Bismarck hatte sich selbst getäuscht, wenn er angenommen hatte, daß das „arkadische Glück“ des Landwirts diejenige Lebensart darstelle, die er als die bei „seinen Neigungen und Verhältnissen vernünftigste“ betrachtet hatte. Dem unendlichen Reichtum seines Geistes konnte das in den engen Kreisen sich abrollende Leben des weltentlegenen Gutshofes eben doch nicht genügen, der gewaltigen Kraft, dem unwiderstehlichen Drange der reckenhaften Natur sagte die Stille des Landlebens auf die Dauer ebensowenig zu, wie dem Ritter des Mittelalters das „verlügen“ auf seiner Burg. Die überschäumende Kraft der Jugend äußerte sich in einem genialisch wilden Treiben, an dem der junge Adel der Umgegend teilnahm und das dem Gute Kniephof, als dem Mittelpunkt dieser übermütigen Geselligkeit, eine häßliche Verhochdeutschung als Spitznamen, seinem Besitzer aber die Bezeichnung „der tolle Junker“ eintrug.

Edele Naturen freilich vergessen auch in solchen Perioden nicht ihr besseres Selbst. Auch bei Bismarck meldete sich die lauter und lauter mahnende Stimme des Innern und lenkte seinen Geist von dem ihm öd erscheinenden Dasein zurück auf die Frage nach den ewigen Dingen. Er geriet in einen Zustand tiefster Niedergeschlagenheit, trostloser Stumpfheit. Sein Leben, das menschliche Leben überhaupt wollte ihm zwecklos erscheinen und unerpriechlich; es kam ihm vor, so beschreibt er seine damalige Gemütsstimmung, „wie ein beiläufiger Ausfluß der Schöpfung, der entsteht und vergeht wie Staub vom Rollen der Räder“. Und die Beschäftigung mit Byron, in der er Trost und Zerstreuung suchte, führte ihn im Gegenteil immer tiefer in die Verzweiflung, ohne daß er sich von ihrem Reiz losreißen konnte. Vielmehr fand er in den „todesehenden englischen Gedichten“ ein treues Abbild seiner Gefühle, ein Echo der Stimmen seines Innern, und von ihm selbst schien ihm gesagt, was der Dichter ausspricht in dem verzweifelten Ausruf: *Nor venture to unmask — Man's heart and view the hell that's there!* (Byron, Ch. Har. Canto I, To Inez.)

Aus dieser Gewissensnot heraus führte ihn ein Zusammentreffen mit seinem Jugendfreunde Moritz v. Blandenburg in neue Lebensverhältnisse, in einen Kreis, dessen Mittelpunkt das Haus der Familie v. Thadden in Triefglaff bildete. In diesem Hause, aus dem die Gattin Blandenburgs stammte, lernte Bismarck Menschen kennen, die mit einem heiteren Lebensmut, einer außerlesenen Bildung und mit einer edlen Geselligkeit eine tiefere Frömmigkeit verbanden, der die Ordnung der Landeskirche zu eng war, und die dem Geiste des Christentums gerecht zu werden suchten durch eine unermüdlige, stets opferwillige Liebestätigkeit und durch einen auf die Verhältnisse des Lebens übertragenen festen Glauben an die Bibel, die häufig den Gegenstand gemeinsamer Abendlektüre bildete. Selbst ein geistvoller Gesellschafter, fühlte Bismarck sich wohl in dieser angeregten Umgebung, deren edles Streben ihn gleichsam von dem Bann befreite, in den die toll überschäumende Jugendlust ihn gezogen hatte. Er fing an, ein Wohlsein zu empfinden, wie es ihm bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das ihn einschloß, „fast wie eine Heimat“, die er ja seit seiner Kindheit entbehrt hatte. Ernste Schicksale, die über einzelne Mitglieder seines früheren Bekanntenkreises hereinbrachen, schweres Leid, das die Familie Thadden selbst heimsuchte, und vor allem der Tod der von ihm hochverehrten Gattin seines Freundes Blandenburg führten ihn tiefer und tiefer in diese ersten Gedankengänge hinein und bewirkten schließlich eine völlige Erneuerung seines Wesens. Bei der Nachricht von der tödlichen Erkrankung der edlen Frau

brach, zum erstenmal seit seiner Konfirmation, wieder ein Gebet von seinen Lippen, und wenn es auch den Tod nicht von ihrem Haupte abwenden konnte, so nahm Bismarck doch die Überzeugung von dem Totenbette mit hinweg, daß Gott, wenn er auch sein Gebet nicht erhört hätte, es doch auch nicht verworfen hätte, weil er die Fähigkeit zu beten nicht verloren habe.

So waren die ersten Schritte auf der neuen Bahn, auf die ihn die Freundschaft geführt hatte, getan. Die Liebe führte ihn auf ihr zum Ziele, als Bismarck von seinem Freunde Moritz in das Haus des Herrn von Puttkamer in Reinfeld eingeführt worden war, in dessen von puritanischer Strenge durchhauchter Luft die „Blume der Wildnis“ erblüht war, deren Besitz Bismarck oft genug als das edelste Glück seines Lebens gepriesen hat.

Das Christentum, das Bismarck sich so in schwerem Seelenkampfe gewonnen hatte, ist freilich ebenso ein System für sich, wie das der Thaddens und der Puttkamers auch eins war. Es war ein Protestantismus, aber ein Protestantismus, der sich ebensovienig in die Grenzen bestimmter Dogmen einzeichnen läßt, wie sich Bismarcks politische Anschauungen je mit bestimmten politischen Lehrmeinungen gedeckt haben. Es war ein Protestantismus, dessen tragender Pfeiler der Glaube an Gott, an die Erlösung durch Christus und an die Unsterblichkeit ist, ohne die ihm dieses Leben nicht des An- und Ausziehens wert erscheint.

Der Geist dieses Protestantismus ist ein herzhafter Optimismus, der ihm Furcht „als einen Mangel an Vertrauen in Gottes Vorsehung erscheinen läßt“ und der wohl geeignet war, mit der Kraft des neugewonnenen Glaubens auch das durch die finstere Strenge puritanischer Vorstellungen verdüsterte Gemüt der Braut aufzurichten.

Freilich stand Bismarck der Bibel wesentlich anders gegenüber als die Mitglieder des Thaddenschen und des Puttkamerschen Kreises, die den Wortlaut der Bibel als unabänderliche und unumstößliche Grundlage ihres Glaubens ansahen. Bismarck wahrte sich in dieser Hinsicht die Freiheit seines Urteils. „Ich glaube zwar,“ so erläutert er einmal in einem der ernstesten religiösen Gespräche, die einen wesentlichen Teil des Briefwechsels der Brautleute bilden, „ich glaube zwar, daß die Bibel Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es uns durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständnis unterworfen waren, hat übermacht und mitgeteilt werden können.“ Bei einer so selbständigen Betrachtungsweise religiöser Fragen wird es nicht überraschen, daß Bismarck auch in einer für den Protestantismus so grundlegenden Frage wie der der Rechtfertigung allein durch den Glauben sich vom Boden des Dogmas entfernt, indem er erklärt, wie herrlich er den Jakobusbrief finde, und wie viele es doch gebe, die aufrichtig streben und dabei auf die Forderung praktischer Nächstenliebe mehr Gewicht legen als auf dogmatische Rechtgläubigkeit, ganz abgesehen davon, daß schon das Wort Glauben an und für sich verschiedener Auslegungen fähig sei.

Protestantisch war also dieser Protestantismus auch in bezug auf die Freiheit des Denkens und Urteilens. Er ist es aber auch in der Forderung der Toleranz. Dem künftigen Staatsmann erscheint sie als ein für unser staatliches Leben notwendiger Grundsatz, durch dessen Verkennung oder Mißachtung sich diejenigen Abschnitte unserer Geschichte kennzeichnen, die wir als die unheilvollsten zu betrachten gewohnt sind. Auch als Staatsmann hat Bismarck diesen Grundsatz nicht verletzt und selbst im heißesten Streit des Kulturkampfes betont, daß er nicht die Kirche verfolge, sondern nur diejenigen ihrer Diener und Anhänger, die dem Kaiser nicht geben wollten, was des Kaisers ist.

Nicht weniger bedeutsam für Bismarcks Art, religiöse Fragen auch von der politischen Seite anzusehen, ist die Verwerfung der auf dem Geiste der Selbstgerechtigkeit beruhenden Absonderung von der Außenwelt, in der sich die Frommen des Thadden-Buttkamerschen Kreises gefielen. Diese Neigung zur Abschließung ist nach seiner Ansicht ein Gang, der in sich den Keim zur Auflösung alles staatlichen Lebens trägt. Mit der Intoleranz im Grunde ihres Wesens aufs innigste verwandt, widerstrebt diese Absonderung aber auch der Idee des Christentums. Ein solcher Glaube ist für Bismarck ein „toter Glaube“, es ist ein Glaube, der gerade der Eigenschaft ermangelt, die er in vorzüglichem Maße zu besitzen wähnt, nämlich der echten Liebe, und eine Gesellschaft, die ihr Leben nach solchen Grundsätzen einrichten wollte, kommt ihm vor wie ein „pennsylvanisches Zellengefängnis“, in dem jeder sein stumpfes Leben dahinträumt, ohne geistige Gemeinschaft mit seinesgleichen. —

Als Pantheist und Republikaner also hatte Bismarck die Schule verlassen. Wie aber jetzt sein Pantheismus einem überzeugten Christentum gewichen war, so betrat er auch die politische Laufbahn, die durch die „energischen politischen Bewegungen“, die er einst ersehnt hatte, nun vor ihm eröffnet wurde, als Royalist. Ihm selbst war dieser Zusammenhang politischen und religiösen Glaubens vollkommen klar; er begründete gesprächsweise einmal seinen Royalismus mit seinem Unsterblichkeitsglauben; „sonst“, fügte er hinzu, „wäre ich von Natur Republikaner“. Dieser Royalismus war nach seinen eigenen Worten das Motiv, das ihn „im Jahre 1862 unter schwierigen Verhältnissen, unter Bedrohung seiner persönlichen Sicherheit und seines Vermögens in den Dienst gezogen“ hatte, als er „sah, daß sein angestammter Herr einen Diener brauchte und keinen fand“. Denn es handelte sich für Bismarck in den politischen Kämpfen von 1848 bis 1866 um mehr als die Verteidigung bloßer Verfassungsparagraphen oder rein politischer Glaubenssätze. Es gab für ihn keinen Zweifel an dem göttlichen Ursprung der Monarchie. „Die Worte ‚von Gottes Gnaden‘,“ so ruft er seinen Gegnern in einer Rede vom Jahre 1847 zu, „sind für mich kein leerer Schall, sondern ich sehe darin das Bekenntnis, daß die Fürsten das Zepter, was ihnen Gott verliehen hat, nach Gottes Willen auf Erden führen sollen. Als Gottes Wille kann ich aber nur das erkennen, was in den christlichen Evangelien offenbart ist.“ Der Begriff des Gottesgnadentums ist für ihn so unauflöslich mit dem Königtum überhaupt verknüpft, daß er auch keinen Unterschied zwischen dem konstitutionellen Königtum und dem Gottesgnadentum zuläßt, daß er die Lehre, daß eine Verschiedenheit zwischen beiden bestehe, als ein weit verbreitetes Vorurteil bezeichnet, und ihr die Überzeugung entgegensetzt, daß das konstitutionelle Königtum „erst recht“ ein Königtum von Gottes Gnaden sei, d. h. daß der Staat damit wohl seine Form, aber nicht sein Wesen ändere. Sein Wesen aber kann, nach seiner Ansicht, nicht anders als christlich sein.

Das Haupt des Staates selbst bedarf nach Bismarcks Überzeugung des Christentums als unbedingter Voraussetzung für seinen Beruf. „Nur das Christentum“, so schreibt Bismarck einmal in seiner Frankfurter Zeit in einem amtlichen Bericht, „kann die Fürsten von der Auffassung des Lebens lösen, welches sie, oder doch viele unter ihnen, in der von Gott verliehenen Stellung nur die Mittel zu angenehmem und willkürlichem Leben suchen läßt. Für einen Menschen, der nicht an Pflichten glaubt, die ihm im Wege göttlicher Offenbarung auferlegt sind, sehe ich nichts in der Welt, was ihn abhalten sollte, nach seiner Phantasie das Leben zu genießen, außer der Furcht vor Schaden an seiner Person und [an seinem] Vermögen.“

Und wie das Christentum den Boden abgibt, aus dem die wahre fürstliche Tugend erwächst, so beruht auch der Staat auf christlicher Grundlage. Er schöpft aus diesem Borne seine Rechte und seine Pflichten. Oft genug klingt dieser Ton aus Bismarcks Reden und Gesprächen. „Ich bin der Meinung,“ so sagte er schon 1847 in einer Debatte über die Emanzipation der Juden, „daß der Begriff des christlichen Staates so alt ist wie das ci-devant heilige römische Reich, so alt wie sämtliche europäischen Staaten, daß er gerade der Boden sei, in welchem dieser, der preußische, Staat Wurzel geschlagen, und daß jeder Staat, wenn er seine Dauer gesichert sehen, wenn er seine Berechtigung zur Existenz nur nachweisen will, sobald sie bestritten wird, auf religiöser Grundlage sich befinden muß. . . . Ich glaube im Recht zu sein, wenn ich einen solchen Staat einen christlichen nenne, welcher sich die Aufgabe gestellt hat, die Lehre des Christentums zu realisieren. Wenn indes die Lösung auch nicht ganz gelingt, so glaube ich doch, die Realisierung der christlichen Lehre ist der Zweck des Staates. Entziehen wir diese Grundlage dem Staate, so behalten wir als Staat nichts als ein zufälliges Aggregat von Rechten, eine Art von Bollwerk gegen den Krieg aller gegen alle.“ Insbesondere scheint es ihm, als ob ein solcher Staat nicht imstande sein würde, sein Dasein zu behaupten im Kampfe gegen solche Lehren wie die kommunistischen, deren Apostel ihre Grundsätze, wie etwa den, daß Eigentum Diebstahl ist, als die „höchste Blüte der Humanität“ ausgeben. — Der Geist der Zeit, in der er wirkte, entfernte sich freilich weit von dieser Gedankenwelt, und selbst unter seinen Freunden und Anhängern mag es viele gegeben haben, denen es mit der Religion und mit der Betonung des religiösen Charakters des Staates nicht so bitterer Ernst war wie ihm, ganz zu geschweigen von den ihm feindlichen Parteien. Aber er läßt sich in seiner Auffassung durch ihre gegensätzlichen Ansichten nicht irre machen. Er weist in einer Reichstagsrede die gegen die Betonung des christlichen Charakters des Staates erhobenen Einwände zurück, indem er ausführt, daß seine Ansicht durchaus nicht gegen Glaubens- oder Gewissensfreiheit verstoße. „Auch diejenigen,“ sagt er da, „die an die Offenbarungen des Christentums nicht mehr glauben, möchte ich daran erinnern, daß doch die ganzen Begriffe von Moral, Ehre und Pflichtgefühl, nach denen sie ihre Handlungen in dieser Welt einrichten, wesentlich nur die Überreste des Christentums ihrer Väter sind, die unsere sittliche Richtung, unser Rechts- und Ehrgefühl noch heute, manchem Ungläubigen unbewußt, bestimmen, wenn er auch die Quelle selbst vergessen hat, aus der unsere heutigen Begriffe von Zivilisation und Pflicht geflossen sind.“

Aber in keinem Abschnitt der politischen Tätigkeit Bismarcks tritt der Zusammenhang seiner politischen Grundsätze mit der christlichen Idee deutlicher zutage als in der Sozialgesetzgebung. Die Heilung der schweren Schäden, die die Entwicklung des Reiches zu einem der mächtigsten Industriestaaten für die arbeitende Bevölkerung im Gefolge gehabt hatte, sah Bismarck als die wichtigste Aufgabe eines Staates an, der in Wahrheit den Namen eines christlichen Staates tragen will.

Die soziale Reform sollte nach seiner Auffassung den besitzlosen Klassen dartun, daß der Staat nicht bloß eine notwendige, sondern eine wohlthätige Einrichtung ist. Sie ist demnach nicht nur ein Werk staaterhaltender Politik, indem sie die Wohlfahrt des Volkes mit dem Bestande des Staates unauflöslich verknüpft, sondern sie ist die Frucht christlicher Gesittung. „Ich bekenne mich offen dazu,“ sagte Bismarck in einer Reichstagsrede vom Jahre 1882, „daß mein Glaube an die Ausflüsse unserer geoffenbarten Religion in Gestalt der Sitten-

lehre vorzugsweise bestimmend für mich ist.“ Mochten die Gegner das schwerste Geschütz ihrer staatsrechtlichen Theorien gegen ihn spielen lassen, mochten sie versuchen, ihn mit Schlagworten wie Kommunismus, Staatssozialismus, Demagogie aus seiner Stellung zu schrecken oder das öffentliche Vertrauen in seine Maßregeln zu erschüttern, er hatte dafür die einfache natürliche Abwehr: „Ist dies Kommunismus, so ist mir dies gleichgültig, ich nenne es immer wieder praktisches Christentum in gesetzlicher Betätigung.“

Dem Vorwurf des Staatssozialismus setzt Bismarck die Überzeugung entgegen, indem er ein Wlandsches Wort zeitgemäß variiert, daß wir genötigt sein würden, dem Staate ein paar Tropfen sozialen Oles zuzusetzen, und daß der Staatssozialismus, wie er sich einmal in der ihm vertrauten Art burschikos ausdrückt, sich „durchpaufen“ würde.

Aber gerade diese Gewißheit gebot ihm Zurückhaltung gewissen Forderungen sozialen Charakters gegenüber, von deren Erfüllung er schwere wirtschaftliche Schäden befürchten zu müssen glaubte. So bekämpfte er trotz seiner ersten Auffassung von dem Werte der Religion und der Würde der Kirche den vom Zentrum eingebrachten Antrag auf Sonntagsruhe, weil er von ihm in dieser Form schwere Schäden für gewisse Industriebetriebe voraussah. Vor allem aber wendet er sich gegen die sozialistische Gleichmacherei, die einen für jede Arbeit sich gleichbleibenden Lohn forderte. Denn auch die Ungleichheiten im Leben sind für Bismarck im göttlichen Plane der Weltordnung vorgesehen, es sind für ihn „gottgegebene Realitäten“. „Der Kampf zwischen Arbeit und Kapital, sagte er einmal, ist ewig. Wenn dieser Kampf je zu einem Abschluß käme, so würde die menschliche Tätigkeit zu einem Stillstand kommen; alles menschliche Streben und Kämpfen würde dann ein Ende nehmen, was meiner Ansicht nach nicht die Absicht der göttlichen Vorsehung ist.“

Diese Worte enthüllen die breite Kluft, die Bismarck von der Sozialdemokratie trennen mußte; es erklärt sich aus ihnen die unverföhnliche Leidenschaft, mit der er sie bekämpfte. Er verfolgte sie nicht als Partei, als die er sie gar nicht anerkannt wissen wollte. Er sah in ihr nur den Träger einer Weltanschauung, die durch die Verwirklichung ihrer politischen Ideale alles zerstören würde, was ihm als Grundlage des Staates und der Gesittung erschien: Religion, Ehe, Familie, Eigentum, und die den einzelnen Menschen alles dessen berauben würde, was ihm sittlichen Halt und das Gefühl für die edelsten Güter das Leben verleihen könnte. Wie ernst es ihm selbst mit seiner Überzeugung war, wie wahr sein politisches und religiöses Fühlen war, geht daraus hervor, daß er die Erfolge der Sozialdemokratie sich nur als die böse Frucht einer zielbewußten Täuschung des Volkes erklären konnte. Den erhabensten Ausdruck findet diese Ansicht und der innere Abscheu, den Bismarck vor den Lehren und Zielen dieser politischen Richtung empfand, in den Reden — vielleicht den schönsten, die Bismarck je gehalten hat —, in denen sein eignes rednerisches Feuer sich an der Flamme des dichterischen Geistes entzündet und in denen er anknüpft an eine Gestalt aus Th. Moores von orientalischer Farbenglut durchwehten Märchen Lalla Rookh, an den verschleierten Propheten von Chorassan, dessen Angesicht von so entsetzlicher Häßlichkeit ist, daß er sich seinen Gläubigen nur verhüllten Anlitzes zeigt, weil sie sich sonst mit Abscheu von ihm wenden müßten. Ihm vergleicht Bismarck die Sozialdemokratie, und so unerträglich ist ihm der Gedanke, in einem nach ihren Grundsätzen eingerichteten Staate zu leben, daß er eher den Tod von der Hand seiner Gegner vorzuziehen erklärt, „wenn er das nicht hätte, was der Dichter nennt, an Gott und bessere Zukunft, d. h. die Unsterblichkeit glauben“.

Diese Festigkeit des Empfindens erklärt zur Genüge den Aufwand von Kraft, den Bismarck in der Bekämpfung der Sozialdemokratie zeigte, denn wenn der Staat nicht anders als christlich sein kann, so hat er nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, seinen Bestand und seinen Charakter zu schützen vor diesen gegen sein innerstes Wesen gerichteten Bestrebungen. Da neue Gefahren neue Mittel zur Abwehr erfordern, so ergibt sich die Notwendigkeit von Ausnahmegeetzen, deren Berechtigung Bismarck gleichfalls ausdrücklich einmal aus „der Pflicht und der Erfüllung der Pflicht einer christlichen Gesetzgebung“ herleitete.

Denn alle Bestrebungen aber, die den Bestand des Staates gefährden, fordern, gleichviel welchen Anschauungen sie entspringen, die Rache des beleidigten Staatsgedankens heraus. „Weltliche Obrigkeiten,“ sagt Bismarck mit Luther, „sollen nicht vergeben, was man unrecht tut, sondern strafen.“ Und dieses Strafrecht des Staates verkündet Bismarck mit einer Entschiedenheit, die manchmal sogar einer gewissen Härte nicht entbehrt. „Das weiche Mitleid mit dem Leibe des Verbrechers,“ so schreibt er im Jahre 1849 an seine Schwiegermutter als Antwort auf einen Brief, in dem diese die Hinrichtung ungarischer Aufständischer beklagt hatte, „trägt die größte Blutschuld der letzten sechzig Jahre.“ Und zwar ist es seiner Meinung nach Ludwig XVI. selbst, dem hierbei die meiste Verantwortung zufällt, weil er „aus Abneigung davor, den Tod auch nur eines Menschen von Rechts wegen herbeizuführen, schuld am Untergange von Millionen wurde“. Es ist mehr als eine bloße Meinungsverschiedenheit über die Zweckmäßigkeit bestimmter Maßregeln unter gewissen politischen Verhältnissen, was sich uns bei dieser Gelegenheit enthüllt. Tiefer, auf dem Grunde der Dinge, schlummert der religiöse Gegensatz, den wir erraten, wenn Bismarck die Haltung Ludwigs mit den Rousseauschen Erziehungsprinzipien erklärt, die an die Stelle fester religiöser Begriffe eine allgemeine Menschenliebe setzten, mit der es sich als unmöglich erwies die Stürme der Revolution zu beschwören.

Bismarck verfehlte nicht, diese Grundsätze beizeiten geltend zu machen. Schon als es sich darum handelte, das neue Haus zu bauen, das dem deutschen Volke als Wohnung dienen sollte, bei der Gründung des Norddeutschen Bundes, drückte er dem jungen Staate das Richtschwert in die Hand und forderte nachdrücklich die Aufnahme der Todesstrafe in das Strafgesetzbuch. Sein Unsterblichkeitsglaube nimmt auch dem Tode in dieser Form seine Schrecken und läßt ihn eher als wahres Mitleid mit dem Verbrecher erscheinen.

„Ich kann mir denken,“ sagte er im Norddeutschen Reichstage bei den Verhandlungen über diese Frage, „daß jemandem, der an eine Fortsetzung des individuellen Lebens nach dem Tode nicht glaubt, die Todesstrafe härter erscheint als demjenigen, der an die Unsterblichkeit der ihm von Gott verliehenen Seele glaubt. Wer aber darüber mit sich einig ist, daß diesem Leben kein anderes folgt, der kann dem Verbrecher, für den der Tod die Ruhe, der Schlaf ist, derjenige Schlaf, den Hamlet erfährt, der traumlose, nicht zumuten, bei solcher Auffassung in der engen Zelle des Gefängnisses, beraubt von allem, was dem Leben einen Reiz verleihen kann, das Phosphoreszieren seines Gehirns noch eine Zeitlang fortzusetzen.“

In den gegen die gesetzliche Festlegung und Anwendung der Todesstrafe vorgebrachten Gründen erblickt er demnach nur eine „Krankheit der Zeit“, nämlich die Scheu vor der Verantwortung, auf eigne Überzeugung hin ein Todesurteil auszusprechen. „Diese Furcht,“ sagt er, „ist eine Krankheit, die

unsere ganze Zeit durchsetzt, eine Krankheit, die bis in die höchsten Spitzen der menschlichen Gesellschaft hinaufreicht: selbst dem Souverän ist die Verantwortlichkeit im höchsten Grade beschwerlich und empfindlich, die er mit der Handhabung des Richtschwertes übernimmt."

So schwer die Verantwortung aber auch sein mag, die dem gewissenhaften Staatsmann aus dieser Frage erwächst, so wiegt doch unendlich schwerer die Verantwortung, die er vor seinem eigenen Gewissen, vor Mit- und Nachwelt zu tragen hat, wenn er sich entschließt, das Heil des Staates dem blutig-ernsten Spiele des Krieges anzuvertrauen. Während es sich bei der Ausübung der Todesstrafe nur um das Leben des Einzelnen handelt und nur um das Dasein eines Menschen, dessen Leben ein Schaden für die Allgemeinheit sein würde, verschlingt der Krieg die besten, die wackersten Söhne des Volks und läßt Ströme edlen Blutes fließen. Es fällt uns schwer, uns in die Seele eines Staatsmannes zu denken, der sich in die furchtbare Notwendigkeit versetzt sieht, das Heil des Staates auf die Spitze des Schwertes zu stellen und die Bitterkeit des Danteschen Wortes durchzukosten: „Gefühllosigkeit ist oft Gefühl und Pflicht“.

Dreimal im Verlaufe seiner dreißigjährigen Ministerlaufbahn ist Bismarck in die Lage versetzt worden, seinem königlichen Herrn zu raten, das Schwert zu ziehen. Alle diese drei Kriege galten der Ordnung der deutschen Angelegenheiten. Schon früh hatte Bismarck die Überzeugung gewonnen, daß die Krankheit des deutschen Volkskörpers, durch die Sünden vergangener Jahrhunderte verschleppt und verschlimmert, nur „ferro et igni“ geheilt werden könnte. „Die Frage,“ schreibt er im Jahre 1849 an seine Gattin, „wird überhaupt nicht in unseren Kammern, sondern in der Diplomatie und im Felde entschieden, und alles, was wir darüber schwätzen und beschließen, hat nicht mehr Wert als die Mondscheinbetrachtungen eines sentimentalen Jünglings, der Luftschlösser baut und denkt, daß irgendein unverhofftes Ereignis ihn zum großen Manne macht.“ Er war also von der Notwendigkeit dieses Krieges überzeugt, wie von der Notwendigkeit des Krieges überhaupt.

Zu dieser Ansicht gesellt sich die Erkenntnis, daß, wie die sozialen Verschiedenheiten „gottgewollte Realitäten“ sind, und, wie nach Bismarcks Auffassung, der Kampf zwischen Kapital und Arbeit eine Einrichtung der Vorsehung ist, so auch die Verschiedenheit der Nationalitäten im Plane des Schöpfers begründet ist, dem es leicht gewesen sein würde, der Menschheit den ewigen Frieden zu schenken, dadurch, daß er bloß eine Rasse in den Erdteil, in die Welt gesetzt hätte. „Wenn nun viele nebeneinander wohnen,“ so schließt Bismarck auf Grund dieser Voraussetzungen, „so muß man, wenn man überhaupt über die Intentionen der göttlichen Vorsehung nachdenken will, doch darin das Prinzip erkennen, das sich in der ganzen Natur betätigt.“

Und doch darf der Staat, wenn er, wie Bismarck will, ein christlicher Staat sein soll, die Stimme des Mitleids und der Menschlichkeit nicht ganz vom Getöse der Waffen übertäuben lassen, wenn es ihm auch unmöglich ist, sich zu der idealen sittlichen Höhe des christlichen Gebotes der Feindesliebe zu erheben.

Auch die unbilligste Betrachtung wird Bismarck, in Ansehung seiner drei blutigen Waffengänge, nicht auf eine Stufe mit Napoleon I. oder Ludwig XIV. stellen können. Politischer Ehrgeiz war ihm ebenso fremd wie persönlicher, und selbst das Blut des Geringsten würde ihm zu kostbar gewesen sein, um es dem bloßen Verlangen zu opfern, das „Prestige“ zu wahren oder den Lorbeer des Helden um seine Stirne zu winden. „Glauben Sie mir,“ sagte er über diesen

Punkt einmal einem Besucher aus dem Auslande, „ich habe auch ein Herz, das genau so fühlt wie das Ihre; Krieg bleibt immer Krieg. Das Elend der vom Kriege ausgefogenen Länder, all der Jammer der Witwen und Waisen, das ist alles so schrecklich, daß ich für meine Person nur im alleräußersten Notfall zu diesem Mittel greife.“ „Wer nur je,“ fügt er ein andermal hinzu, „in das brechende Auge eines sterbenden Kriegers geblickt hat, der besinnt sich, bevor er einen Krieg anfängt.“

Ja die vornehmste Aufgabe eines Staatsmanns kann in gegebenen Verhältnissen die sein, keinen Krieg zu führen. „Es ist in der Politik eine große Sache,“ so sprach Bismarck einst in Friedrichsruh zu Besuchern aus Braunschweig, „die Autorität, die moralische, zu besitzen. Es gehört dies zu den Imponderabilien; es genügt nicht, daß man eine große Kriegsmacht habe, mit der man zuschlagen kann, sondern es ist notwendig, daß man die moralische Autorität habe, um den Krieg zu vermeiden.“

Daß diese Autorität freilich nicht immer genügt zur Erreichung bestimmter Ziele, beweist Bismarcks eigne Geschichte. Aber auch über die bittere Notwendigkeit des Krieges und der mit ihm verbundenen Opfer an Blut und Leben breitet für Bismarck der Unsterblichkeitsglaube einen versöhnenden und verklärenden Schimmer. Er läßt ihm die Dinge dieser Erde so geringfügig erscheinen, daß der Mensch ohne Schmerz von ihnen scheiden kann, auch wenn seinem Leben ein vorzeitiges Ziel gesetzt wird. „Nach dreißig Jahren,“ schreibt er einmal in dieser Stimmung, in einem Augenblicke, wo es nur von Preußens Haltung abhing, ob der Kampf zwischen Osterreich und Frankreich in Italien zu einem Krieg am Rheine werden sollte, „nach dreißig Jahren wird es uns eine geringe Sorge ein, wie es um Preußen und Osterreich steht, wenn nur Gottes Erbarmen und Christi Verdienst unseren Seelen bleibt. . . . Wie Gott will, es ist ja alles nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Torheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasservogel, und das Meer bleibt. Was sind unsere Staaten und ihre Macht und ihre Ehre vor Gott anderes als Ameisenhaufen und Bienenstöcke, die der Huf eines Ochsen zertritt oder das Geschick in Gestalt eines Honigbauern ereilt? . . . Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob uns das Fieber diese Maske von Fleisch abreißt oder die Kartätsche, fallen muß sie über kurz oder lang doch. . . . Den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären.“

So führt auch die Betrachtung dieser Seite der politischen Anschauungen Bismarcks uns auf religiöse Vorstellungen als den Urgrund seiner Ansichten vom Staate zurück. Bismarck hatte, im Besitze dieser Anschauungen, die Ruhe seines Gemütes wiedergefunden; aber der Segen, der aus dieser Auffassung für ihn entsprang, beschränkt sich nicht auf seine Person, sondern ergießt sich in einem breiten Strome durch die ganze Entwicklung, die unser Vaterland in dem letzten halben Jahrhundert durchgemacht hat, und auf das Leben der Untertanen, deren Glück seiner Führung anvertraut war. Denn ein Staatsmann, der, wie Bismarck, alle Fesseln überkommener politischer Theorien abstreift, der mit allen seinen politischen Ideen nur auf sich selbst gestellt ist, der gewöhnt ist, die Politik als eine rein „dynamische Wissenschaft“ zu betrachten und der durch keine „Grundsätze“ sich in seiner Bewegungsfreiheit einengen und in der Wahl seiner Mittel sich beirren läßt — ein solcher Staatsmann hätte, zumal mit den geistigen Gaben und dem unbeugsamen Willen eines Bismarck, ohne einen festen

moralischen Halt in einer Zeit politischer Wirrungen verhängnisvolle Bahnen einschlagen müssen und wäre wohl sicher dem unverhülltesten Machiavellismus zur Beute gefallen. Diesen moralischen Halt fand Bismarck in der Religion, in seiner Religion. „Der Gott, der mich [in mein Amt] hineingesetzt hat,“ so schrieb Bismarck im Jahre 1860 an Leopold von Gerlach, „wird mir auch lieber den Weg hinauszeigen als meine Seele darin verderben lassen, solange ich ehrlich suche, was seines Dienstes in meinem Amte ist, und gehe ich fehl, so wird er mein tägliches Gebet hören und mein Herz wenden.“

Spricht so ein Mann, „mit dessen Christentum nicht viel mehr anzufangen ist“ und der sich „mit der Religion, nach der er wenig fragte, auch wirklich sehr wohlfeil abgefunden hat?“ (Doverbeck a. a. D. 191, 198.) Bevor man eine so ungeheuerliche Behauptung in die Welt gehen läßt, tut man gut, die Briefe nachzulesen, die Bismarck mit dem Gutsbesitzer Andrae in Romau (Pommern) und mit Senft von Pilsach gewechselt hat, die beide in freundschaftlichster Absicht und doch in völliger Verkennung ihrer Berechtigung und Befähigung dazu dem Minister als geistliche Warner und Berater zu dienen sich beifallen ließen (Bismarckjahrb. I 85, III 213 ff., 218 ff.). Bismarck antwortet Andrae mit einer bei einem Manne von seiner Bedeutung geradezu rührenden Bescheidenheit, indem er die Erwartung ausspricht, daß jener bei seiner Freundschaft und christlichen Erkenntnis „den Urteilenden Vorsicht und Milde bei künftigen Gelegenheiten empfehlen werde“; und daß er hoffe, „daß unter die Vollzahl der Sünder, die des Ruhmes vor Gott mangeln, seine Gnade auch ihm in den Zweifeln und Gefahren seines Berufes den Stab demütigen Glaubens nicht nehmen werde“. Und Senft von Pilsach weist er auf den 4. und 5. Vers des 12. Psalms hin: „Der Herr wolle austrotten alle Heuchelei und die Zunge, die da stolz redet, die da reden: „Unsere Zunge soll überhand haben, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?“ An diese Verwahrung gegen pharisäischen Dünkel knüpft er die Versicherung, daß „er in ehrlicher Buße sein schweres Tagewerk tue und in Furcht und Liebe Gottes seinem angestammten König in erschöpfender Arbeit diene“, und daß er sich „für den Erfolg seiner Arbeit und die Ruhe seines Gewissens“ seinerseits auf den Schluß des 3. Psalms verlasse, der da lautet: „Bei dem Herrn findet man Hilfe und Deinen Segen über Dein Volk. Sela.“



Eine zeitgemäße Abraham a Santa-Clara-Predigt

Von Wilhelm Wächter



ir leben im Zeitalter des „Über“tums, der Überkultur, der Überbildung, der Überkunst, der Übererziehung, des Überweibertums, der Überansprüche an Lebensgenuß, kurz — — der Übertreibung jeder Art und nach allen Richtungen hin. Wir leben im Zeitalter des „Zuwiel“ und das läßt sich, die ganze Eigenartigkeit dieser zeitgemäßen Geschmacksrichtung kennzeichnend, summarisch eben am besten durch Vorsehen dieses Wörtchens „über“ zum Ausdruck bringen. Eben dadurch wird